

Dem schlechten Gewissen folgen

Autor(en): **Häsler, Alfred A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **103 (2009)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-390098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen. Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.»

Matth. 25, 35-40.

• Wir wissen, dass wir diesem Anspruch des Evangeliums nur selten gerecht werden. Aber wir wissen auch, dass diejenigen, denen dies besser gelingt, im Sinne des Evangeliums nicht Vollkommene sind, sondern solche, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, die wissen, dass ein Glaube ohne Werke ebenso tot ist, wie alle Werke ohne Liebe, jene Liebe, von der es im Alten Testament heisst:

Alfred A. Häsler

Dem schlechten Gewissen folgen



Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du, und im Neuen Testament: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

An den Geboten, Gott und den Nächsten zu lieben, hängt, wie Jesus sagt, das ganze Gesetz. Diese Liebe zum andern wie zu sich selbst ist kein abstraktes Postulat. Sie meint den konkreten Menschen. In den Zehn Geboten, bei den Propheten, in der Bergpredigt, im Gleichnis vom barmherzigen Samariter wie in allen Gleichnissen geht es immer um Menschen wie du und ich. So auch in unserm Text im 25. Kapitel Matthäus.

Diese Liebe meint nicht ein sentimentales Gefühl, sondern wirkliche Zuwendung zu dem, der unsere Zuwendung braucht!

Hass, Neid, Ablehnung müssen wir nicht üben. Dies ist in uns, will uns besitzen. Anders die Liebe. Auch sie ist in uns angelegt, aber wir müssen sie wollen, üben, von Stufe zu Stufe, von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Liebe zu Liebe, wie Pestalozzi die Entwicklung des Menschen zum Menschen charakterisiert hat. Und doch ist sie keine Mühsal, der wir uns jeden Tag mehr

Heinz Keller: *Flucht aus Travnik*, Holzschnitt 1993.

oder weniger widerwillig unterziehen müssen. Sie trägt ihren Lohn in sich. Frieden mit Gott, mit der Schöpfung, den Menschen, mit mir selbst.

Frieden im Wissen, dass er ein Geschenk ist, zu dem wir Sorge tragen sollen. Indem wir ihn immer wieder mit der Liebe füllen, die sich gerade an den geringsten Brüdern und Schwestern bewährt.

Zu ihnen gehören auch die Fremden, die Flüchtlinge, die wir aufnehmen, denen wir Obdach gewähren sollen. Es ist ein ewiges Thema, das sich durch die ganze Geschichte der Menschheit hinzieht und vermutlich noch lange hinziehen wird. Und es ist vor allem auch das jüdische Volk, das immer wieder vom Flüchtlingsschicksal betroffen worden ist und deshalb in den biblischen Texten sich verpflichtet, den Flüchtling aufzunehmen und ihm die gleichen Rechte zu gewähren wie den Einheimischen.

Aber in unserer Zeitrechnung gehört Judenfeindschaft wesentlich zur christlichen Wirklichkeit. Dabei verdrängen wir, dass Jesus und seine Jünger Juden waren, dass die ersten Gemeinden aus Juden-Christen bestanden, die sich an das jüdische Gesetz gebunden fühlten. An das Sabbat-Gebot, die Beschneidung usw. Man verdrängt den unlösbaren Widerspruch, Judenhass im Namen des Juden Jesus, des Juden Paulus, der sich ausdrücklich zu seinem Judentum bekannte und der Evangelisten und Apostel, die alle Juden waren, zu rechtfertigen. Diese über fast zwei Jahrtausende praktizierte Judenfeindschaft mit allen Pogromen, Vertreibungen, Diskriminierungen, hat den Boden vorbereitet für den Massensmord an sechs Millionen Jüdinnen und Juden mitten im christlichen Europa. Das muss uns immer bewusst bleiben.

Wir SchweizerInnen haben dazu unseren Beitrag geleistet, indem wir zehntausende Jüdinnen und Juden zurückwiesen und sie damit den Massenmördern auslieferten haben. Indem wir dem Naziregime das «J» in den Pässen der

deutschen Juden abrangen und dann die Grenzen schlossen, als die Deportationszüge mit jüdischen Frauen, Männern und Kindern Tag und Nacht nach Osten rollten, und wir wussten, dass dort Schlimmes auf sie wartete, haben wir uns nicht als Gerechte verhalten, die den bedrohten Fremden aufnahmen und ihm Obdach gewährten. Unser Verhalten zur Zeit des nazistischen Regimes und insbesondere während des Krieges war von unserer über Jahrhunderte geübten Judenfeindschaft geprägt.

Von 1349, dem Pestjahr, als auch wir diese Seuchen den Juden anlasteten, bis Mitte des 19. Jahrhunderts, war die Schweiz praktisch «judenfrei». Ausser in den Judendörfern Eendingen und Lengnau durften sie sich nirgends niederlassen. Handwerk, Landwirtschaft, Gewerbe waren ihnen verboten. Einzig Hausier- und Viehhandel und das Geldgeschäft war ihnen erlaubt. Heinrich Rothmund, der Chef der eidgenössischen Fremdenpolizei konnte deshalb mit Recht den deutschen Behörden sagen, als es um das «J» ging: «Wenn ihr die Juden so behandelt hättet wie wir, hättet ihr gar kein Judenproblem.»

Die Angst vor der «Verjudung der Schweiz» prägte deshalb unsere Flüchtlingspolitik in den dunklen Jahren der Naziherrschaft. Juden waren Menschen zweiten und dritten Ranges. Wären Christen oder gar Schweizer so bedroht gewesen wie die ausländischen Juden, hätten wir gewiss Hunderttausende aufgenommen. In der Nationalratsdebatte im Herbst 1942 sagte denn auch Bundesrat von Steiger, es könnten ja vielleicht eines Tages noch Flüchtlinge an unserer Grenze stehen, die uns näher stünden als die Juden. Die Juden waren damals unsere geringsten Brüder.

Zwischen 1933 und 1945 nahmen wir um die 29 000 Flüchtlinge auf. Mit der kategorischen Ermahnung, weiterzureisen, was viele bis zum Kriegsbeginn auch taten. Zwischen 50 000 und 100 000 Menschen haben wir abgewiesen.

Menschen wie du und ich, mit einem unwiederholbaren Schicksal, in dem Auschwitz nicht vorgesehen war.

An der Landsgemeinde der Jungen Kirche Ende August 1942, an der Bundesrat Eduard von Steiger das Bild vom schon stark besetzten kleinen Rettungsboot Schweiz entwarf und die Verantwortung des Kapitäns hervorhob, der eben entscheiden müsse, wen er noch aufnehmen und wen er ins brandende Meer zurückstossen müsse, als Herr über Leben und Tod sozusagen, an dieser Landsgemeinde meinte er, dass man Kritik standhalten müsse, Hauptsache sei, dass man ein gutes Gewissen habe.

Pfarrer Walter Lüthi dagegen sprach von seinem schlechten Gewissen, und er rief dem Bundesrat zu: «(...) bemüht euch doch auch nicht, unser Gewissen zu beruhigen. Ihr tötet damit unserem Land einen schlechten Dienst.» Er bezeichnete die bundesrätliche Flüchtlingspraxis als «lieblos, heuchlerisch und undankbar».

Vom schlechten Gewissen sprachen die Flüchtlingsmutter Gertrud Kurz und der Flüchtlingspfarrer Paul Vogt, denen es zu danken ist, dass doch eine unbekannte Zahl bedrohter Menschen aufgenommen wurden. Während die offizielle Kirche zum Drama des jüdischen Volkes schwieg und sogar die Abweisungspraxis des Bundesrates rechtfertigte, redeten Männer wie Karl Barth, Leonhard Ragaz und Oberrichter Max Wolff, der Präsident der Landeskirchlichen Synode des Kantons Zürich, der das Wächteramt der Kirche hervorhob. Es redeten die Pfarrer Willi Kobe, Karl von Greyerz, Robert Lejeune, Fritz Lieb, Arthur Rich und viele andere. Frauen, wie Clara Nef oder Schwester Anni Pflüger – diese schickte illegal eingereiste Flüchtlinge zu Bauernfamilien in der Innerschweiz, die sie vor der Ausschaffung versteckten –, Elisabeth Rotten, um nur diese stellvertretend für viele stille, aber tätige Christinnen und Christen zu nennen.

Sie nahmen die Aufforderung Jesu,

den Fremden aufzunehmen, ernst. Die humanitäre Tradition der Schweiz und den Anruf Gottes am Beginn unserer Bundesverfassung war Richtschnur ihres Handelns. Ihnen und verantwortungsbewussten Politikern, Kulturschaffenden, Hilfswerken, der Presse ist es zu verdanken, dass der Bundesrat die am 13. August 1942 geschlossenen Grenzen wieder öffnen musste, allerdings nur so-



Heinz Keller: *Der Ausgestossene, VI*,
Holzschnitt, aus
«Hiob», 1985.

lange, bis der Zorn der öffentlichen Meinung sich wieder gelegt hatte. Übrigens: Als «das Boot» Ende Juli 1942 voll war, befanden sich 8300 Zivilflüchtlinge in der Schweiz. Nicht alle waren Juden.

Es war auch nicht einfach das Schweizer Volk, das diese repressive Abweisungspolitik verlangte. Als der Vaterländische Verband im Oktober 1942 eine Hetzschrift gegen eine Sammlung zugunsten der Flüchtlinge veröffentlichte, spendete das Volk im November rund 1,5 Millionen Franken; dies mitten im Krieg, dessen Ende nicht abzusehen war. Hitler war immer noch am Siegen, unsere Lebensmittel waren rationiert, auf Fleisch mussten wir während zwei, dann drei Tagen in der Woche verzichten. 1,5 Millionen Franken wären heute zwischen 15 und 20 Millionen Franken. Eine Demonstration humaner Gesinnung.

«Im Namen Gottes des Allmächtigen»: Das war für die Väter unserer Bundesverfassung wohl mehr als eine unver-

bindliche Floskel. Es ist das Bekenntnis von ChristInnen, die die biblische Botschaft als verpflichtend anerkennen. Es kann ja wohl nicht heissen, dass unsere Volksvertreterinnen und Volksvertreter dies nur für den Sonntag, wenn überhaupt, gelten lassen und es dann für die folgenden sechs Wochentage an den Nagel hängen wie das Sonntagskleid.

Da stellt sich die Frage, welches Christentum Politiker meinen, die sich durchaus als Christen verstehen, wenn sie im Blick auf das damalige Verhalten massgebender Behörden etwa in der Flüchtlingsfrage und in der Zusammenarbeit mit dem Naziregime, die über das notwendige Mass hinausging, lautstark jegliche Schuld leugnen und also vor jeglicher Schuldanerkennung, nicht nur finanziell, warnen. Müssten wir dann nicht die Bitte im Vaterunser streichen, die heisst: «Und vergib uns unsere Schuld»?

Schuldanerkennung ist keine Schande, wie es an der eindrücklichen Kundgebung der Freikirchen auf dem Bundesplatz in Bern zu lesen war. Begangene Schuld anzuerkennen zeugt vielmehr von Mut, von Anstand, von der Erkenntnis, dass wir alle, auch der Staat, immer wieder schuldig werden, immer wieder der Vergebung bedürfen. Selbst der Gerechte fehlt viele Male jeden Tag. Entscheidend ist, dass wir immer wieder aufstehen und weitergehen. Und wie soll man die Forderung von Christen, es seien Truppen an die Grenze zu stellen, um «illegale» oder «unechte» Flüchtlinge abzuweisen oder sofort auszuschieben, in Einklang bringen mit unserem Thema: «Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen»?

Auch unechte, oder sogenannte «Wirtschaftsflüchtlinge», sind echte Menschen. Müssten wir vielleicht, wenn schon nicht unsere Geschichte, so doch wesentliche Teile der Bibel umschreiben? Wer da so selbstgerecht Menschen in gute und böse einteilt, steht in der

Tradition des Kapitäns des vollen Bootes, der entschied, wer aufzunehmen und wer zurückzuweisen sei. Es soll gültig bleiben, dass jenen Asyl zu gewähren ist, die an Leib und Leben gefährdet und starkem psychischen Druck tyrannischer Regime ausgesetzt sind.

Was wir als unsere solidarische Pflicht wahrnehmen müssen, ist dies: mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln mitzuhelfen, dass in den armen Regionen soziale und wirtschaftliche Verhältnisse geschaffen werden, die die Flucht aus diesen Gründen unnötig machen.

Es war Bundesrat Wahlen, dieser bedeutende, von einer tiefen Gläubigkeit erfüllte Staatsmann, Denker und Praktiker, der schon Anfang der fünfziger Jahre postulierte, es müssten die reichen Staaten Investitionen in der Höhe der Rüstungsaufwendungen für Schulen, Berufsbildung, Medizin und Landwirtschaft tätigen, wenn die Kluft zwischen Armen und Reichen nicht immer grösser werden solle. Wahlen wusste um die alte Erkenntnis: Solidarität, Nächstenliebe macht den, er sie übt, innerlich reich und auch materiell nicht arm. Im Gegenteil.

Liebe Frauen und Männer, es scheint schwer, aus der Geschichte etwas zu lernen. Mehr als fünfzig Jahre nach dem Holocaust erleben wir erneut ein Klima der Fremdenfeindlichkeit und des Antisemitismus, angeheizt auch von verantwortlichen Politikern. Lassen wir uns von dieser menschenfeindlichen Propaganda nicht beeinflussen. Halten wir es mit dem verstorbenen Stadtpräsidenten von Biel, Nationalrat Guido Müller, der 1938 im Nationalrat sagte, dass in jedem von uns ein kleinerer oder grösserer Antisemit am Werk sei. Wir sollten ihm aber keinen Raum geben, sondern ihn aus unserer Brust reissen. Die geringsten Brüder, von denen Jesus spricht, leben jetzt mitten unter uns. Wir sollten sie als Brüder und Schwestern wahrnehmen, uns ihnen zuwenden, heute, nicht erst, wenn sie tot sind. ●

Der im April 2009 verstorbene Journalist und Schriftsteller Alfred A. Häsler setzte sich sein Leben lang hartnäckig für eine humane und gerechte Schweiz ein. Sein bekanntestes Werk ist das Sachbuch «Das Boot ist voll» von 1967, eine Auseinandersetzung mit der restriktiven Flüchtlingspolitik der Schweiz vor und während des Zweiten Weltkrieges. Die obenstehende Predigt hielt Häsler in der Kirche Steffisburg am 15. Juni 1997.